

Graue Mäuse, komische Käuze?

Anmerkungen zum fälligen Imagewandel kirchlicher Berufe

Das hauptamtliche Personal der Kirche in Deutschland scheint sich – was Lebensstil und Berufsverständnis angeht – vornehmlich aus zwei Milieus zu rekrutieren, wie sie die so genannte Sinus-Studie beschrieben hat: die „Postmateriellen“ und die „Konservativen“. Was bedeutet das für eine Institution, die den Großteil ihrer öffentlichen Wahrnehmbarkeit über ihre Berufe abbildet?

In ihrem Buch „Heute bin ich blond. Das Mädchen mit den neun Perücken“ schildert *Sophie von der Stap*, wie sie ihre Krebserkrankung erlebt. Eindrücklich die Szene am Beginn des Buches: Nach der ersten Chemotherapie sind Sophie alle Haare ausgefallen, und sie nimmt das Angebot der onkologischen Klinik an, sich im Perückenladen im Eingangsbereich etwas Passendes auszusuchen. Hier erfährt Sophie, dass Krebspatientinnen sich offenbar einer sehr speziellen Ästhetik zu unterwerfen haben. „Soeben bin ich mir im Spiegel abhandengekommen. Endlich verlasse ich die Kabine, mit einem Muttchenkopf, der nicht meiner ist. Es sieht potthässlich aus, und es juckt. Das ist keine Sophie mehr, nicht mal annähernd, das ist eine steife, langweilige alte Jungfer aus einem steifen, langweiligen Ort“.

Nach dem ersten Schock macht sich Sophie auf die Suche nach Perücken, die vielleicht nicht für Krebspatientinnen, die aber für sie passend erscheinen. Und die Perücken „sind“ ihre neuen Identitäten: die sinnliche „Platina“, die nachdenkliche „Daisy“, die überaus forsche „Sue“, dazu noch sechs andere. „Denn auch das ist die Wahrheit. Zwar nicht die ganze, aber eine von vielen.“

Dieser kurze Einblick in das Leben einer jungen postmodernen Frau vermittelt – obwohl es ums Aussehen geht – zentrale

Der promovierte Theologe und Sozialwissenschaftler Matthias Sellmann (geb. 1966) ist seit März 2009 Juniorprofessor für Pastoraltheologie an der Ruhr-Universität Bochum; davor war er stellvertretender Leiter der Katholischen Sozial-ethischen Arbeitsstelle der Deutschen Bischofskonferenz in Hamm. In dieser Funktion Initiator und Koordinator der kirchenbezogenen Milieustudien des Institutes Sinus Sociovision.

Einsichten in den Prozess, den man „Berufswahl“ nennt. Und er bezeichnet die zentralen Faktoren, die jeder beachten muss, der Berufe konzipiert, bewirbt und vermittelt. So wie die Kirche. Auch die Kirche hat Berufe hervorgebracht, die sowohl ihr Selbstverständnis ausdrücken wie dem Wahlverhalten potenzieller Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen entsprechen sollen. Insofern ist ein Beruf einer Perücke vergleichbar: Man setzt sie auf (beziehungsweise man erlernt

ihn), um sich auszudrücken; um nach eigenem Geschmack passend auszusehen; um Ansehen zu erwerben; um im Kos-

mos des Sozialen Identitäts- und Zugehörigkeitssignale auszusenden. Berufe wie Perücken sind biografische Selbstinterpretationen. Und dementsprechend ist auch das Portfolio einer berufskonzipierenden Institution einem Perückenladen vergleichbar: Welche Perücke man verkauft, lässt Rückschlüsse darauf zu, welche Form des Aus- und Ansehens man im eigenen Laden passend findet und welche nicht.

Ein verengtes Spektrum an biographischer Selbstinterpretation

Wie sieht nun der Perückenladen der Kirche für die Leute aus? Ist es möglich, als individueller Typ im kirchlichen Berufsbeziehungsweise Perückenladen etwas Passendes zu finden? Bieten kirchliche Berufe ein reiches Spektrum an expressiven Möglichkeiten, so dass ganz verschiedene Leute in den Laden reinkommen und etwas für sich finden? Oder ist es wie bei Sophie: Hat der Laden – hier die Klinik – schon eine Vorentscheidung getroffen, wie jemand als Krebspatient sich auszudrücken hat und bietet eben nur die Modelle „graue Maus“, „alte Jungfer“ und „langweiliger Kauz“?

Konkret: Sendet die Kirche über ihre Berufe und ihre Berufsinterpretationen eher die bunten Signale des Vielfältigen, Individuellen, Wagemutigen – oder kleidet ein kirchlicher Beruf die ihn Ausübenden monokulturell, bieder und vorformatiert? Wie wäre es bei Sophie, wenn sie keine Perücke, sondern einen Beruf suchen würde: Fände sie bei der Kirche, was sie sucht? Kann man bei der Kirche sinnlich und sexy sein wie „Platina“? Künstlerisch-kreativ wie „Daisy“? Frech und frivol wie „Sue“? Eher nicht. Die Kirche bildet über ihre Berufe faktisch ein ziemlich verengtes Spektrum an biografischen Selbstinterpretationen ab.

Der Befund: In den kirchlichen Berufen, vor allem in den pastoralen Berufen als GemeindefreferentIn, PastoralreferentIn, Diakon, Priester oder Bischof trifft man eher eine Monokultur von drei Typen an, die sich durch ganz bestimmte gemeinsame Kennzeichen ausweisen. Dies fördert die typische Rekrutierungsdynamik, wie sie die Professionssoziologie aus allen Berufen kennt. Wenn erst einmal ein monokulturelles Signal in die Umwelt gesendet wird, dann zieht das genau die Leute in

diese Berufe, die von diesem Klischee profitieren wollen und können.

Und das führt schließlich zu einer weiteren Verfestigung: Dann wird nämlich außerhalb der Gruppe der potenziell an einem kirchlichen Beruf Interessierten eine Klischeewahrnehmung aufgebaut, die sich permanent selbst bestätigt. Und spätestens hier wird es gefährlich, denn viele Institutionen, und die Kirche gehört definitiv dazu, bilden einen Großteil ihrer öffentlichen Wahrnehmbarkeit über ihre Berufe ab. Wenn erst einmal die Berufe mit bestimmten Prädikaten belegt sind, übertragen sich diese Prädikate schnell auf das Gesamt der ganzen Institution. Wer dauernd langweilige Prediger erlebt, wird schnell die ganze Kirche als langweilig bewerten; wer immer öfter einer betulichen Gemeindereferentin begegnet, erwartet schnell von der ganzen Kirche keine Dynamik und keine Inspiration mehr.

Die Glaubwürdigkeit der Kirche entscheidet sich an den erfahrbaren Personen

Nun muss die Verfestigung von Berufsklischees nicht sofort ein Problem sein. Wenn sich etwa eine Fabrik für Erdbeermarmeladen entschließt, als Erntehelferinnen nur noch promovierte Sportwissenschaftlerinnen einzusetzen, ist das zwar teuer, aber auch unproblematisch. Denn eine Marmeladenfabrik hat in Bezug auf ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen keinen Anspruch auf gesellschaftliche Resonanzkraft. Die Öffnung auf die Lebenswelten und -stile der Gesellschaft organisiert sie über ihren medialen Markenauftritt.

Anders ist das bei der Kirche. Als „Weinberg“ setzt sie ja auch diese Erntehelfer ein. Hier sind es aber die Leute selbst, die wirken. Kirchen- und religionssoziologisch ist das klar belegt: Die Glaubwürdigkeit der Marke „katholisch“ oder „evangelisch“ läuft über die Glaubwürdigkeit der erfahrbaren Leute, und hier noch einmal verschärft über die erfahrbaren Profis – über das „personale Angebot“, wie es die Würzburger Synode ausdrückt. Insofern muss die Frage interessieren, an welcher Stelle der Rekrutierungsdynamik wir angekommen sind und welche Maßnahmen personalentwicklerisch zu treffen wären.

Dieser Beitrag will, und zwar durchaus in streitbarer Absicht, auf eine deutliche Verengung unserer katholischen Berufskulturen hinweisen. Wir haben zu viele Perücken der Sorte „Muttmchen“ und „Kauz“ – und dies ohne Not. Wir verkaufen uns und unsere Berufe unter Wert. Zur Absicherung der Argumente kann man hier zumeist nicht auf wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse verweisen. Eine Studie über die sozialstrukturelle Herkunft des kirchlichen Personals ist ein deutliches Desiderat.

Darum speisen sich die Thesen vor allem aus einer umfassenden Feldwahrnehmung, die ich als Initiator und Koordinator der Sinus-Kirchenstudie gewonnen habe. Auf die Erfahrung von gut 300 Veranstaltungen mit kirchlichen Hauptamtlichen

in ganz Deutschland – relativ wenige davon im Osten – kann zurückgegriffen werden.

Der Zustand ist eingetreten, und er wird meiner Wahrnehmung nach eher schärfer als weiter, dass man überraschungssicher einfach weiß, wie die Leute von der Kirche so drauf sind. „Ich erkenne die Kirchenmusiker immer auf dem Campus“, sagt mir ein nichtkirchlicher Dozent, „weil die so nachlässig gekleidet sind und keine gerade Körperhaltung haben.“

Ein anderes sprechendes Beispiel: Ich kenne einen Priester, der – und das ist deutlich die Ausnahme – ein gelbes Sportcabrio fährt. Einmal parkt er seinen Renner vor einem Friseursalon, geht hinein und bittet um einen Herrenschnitt. Was macht die Friseurin? Als echte Professionelle schließt sie vom Auto auf den Kunden und verpasst ihm eine moderne, schräge, topmodische und cabriostabile Trendfrisur. Als der Priester von seiner Zeitung aufsieht und sich im Spiegel sieht, erlebicht er: Nun ist er mit Sicherheit der einzige Priester des deutschen Klerus mit einem „Irokesenschnitt“. Ihm gefällt's auch irgendwie, aber vor den Reaktionen der Gläubigen hat er Angst. Zu Recht, wie sich herausstellt: Er wird beim Generalvikar angezeigt, und der bittet um Aufklärung. Aufschlussreich die Reaktion der Friseurin: „Ja, wenn ich gewusst hätte, dass Sie Priester sind, hätte ich Sie natürlich ganz anders hier herausgehen lassen ...“

Warum eigentlich? Wo steht, dass Priester nicht in gelben Cabrios herumfahren und moderne Haarschnitte tragen dürfen? Ich habe das neulich mal in Anwesenheit von Regenten gefragt: Wo steht, dass angehende Priester sonntags klassische Musik hören müssen, gerne mittags mit Serviettenringen essen wollen und dabei von hochgeschlossenen Frauen auf barocken Gemälden betrachtet werden? Warum tragen so wenig Theologen und Theologinnen modische Schuhe? Wer sich die Ästhetik und die Innenarchitektur von deutschen Priesterseminaren ansieht, wird nicht an ihm bekannte Wohngemeinschaften junger, normaler Studenten erinnert, die sich auf einen Beruf vorbereiten, der sie mit dem Gesamt deutscher Kulturstile konfrontieren wird.

Ähnlich ist es mit Ordensgemeinschaften. Warum hört man aus den Zimmern immer nur Bach, Händel, Mendelssohn und Co.? Warum so selten HipHop, Free Jazz oder Latin Dance? Warum so oft Kaffee und Keks und Braten mit Sauce? Warum so selten Smoothies, Bagels oder mediterranes Risotto? Warum so oft „Clubräume“ (was für ein Wort!) mit schweren Gardinen, düster emotionalisierten Bildern und tiefen Sesseln? Und warum so selten Lounges mit Barhockern, Spechtables und Infoscreens?

Gibt es in der Kirche nur Hagebuttentee?

Natürlich gibt es das alles hier und dort, aber die grundlegende Wahrnehmung ist längst in die Richtung eingerastet, die der eben zitierte Dozent beschreibt. Ich war vor einiger Zeit unfreiwillig selber Gastgeber einer solchen Image-Erkundung.

Wir hatten fünf absolut unkirchliche Professoren der Kulturosoziologie zu einem Workshop eingeladen und trafen uns in einem kirchlichen Bildungshaus. Abends war Essen im „Speisesaal“, und ich merkte, dass die Herren freudig-unruhig wurden, herumfeixten und schnell an die Tische wollten. Hier konnte es dann einer nicht mehr aushalten, griff zur Teekanne, goss sich eine Tasse voll – und alle schauten hinein. Spontan aufbrausender Jubel. „Tatsächlich – Hagebuttentee!“ riefen sie. „Es stimmt tatsächlich.“ Und sie klärten mich auf, dass ihnen ein Kollege aus der Theologie vorgeschwärmt hätte, in dem betreffenden Bildungshaus würde großartiger Hagebuttentee gereicht. „Das konnten wir nicht glauben, auf keinen Fall“, meinte einer, und fuhr dann fort: „Den gibt’s doch echt nirgends mehr.“

Das klingt nach Satire, und es war auch lustig, aber hier verbirgt sich eine deutliche Gefahr. Wenn wir erst einmal als Kirche die Fraktion der ewig gestrigen Hagebutten-Tee-Trinker geworden sind, wird auch das Evangelium für die Leute irgendwann nach abgestandenem Hagebuttentee riechen. Und es gibt Anzeichen dafür, dass uns die Leute heute schon genau so erleben.

Wie fünf Ohrfeigen bewerte ich etwa die fünf Adjektive, mit denen nach der jüngsten Milieustudie „U27“ (herausgegeben von BDKJ und Misereor, vgl. HK, Juni 2008, 295ff.) junge Leute heute die Mitglieder in katholischen Jugendverbänden belegen. Das Image lautet: „Katholische Jugendverbände sind ein Auffangbecken für jene, die sonst keinen Anschluss finden, die behäbig und heimatverbunden sind, in biederer Bürgerlichkeit verharren und lokal verhaftet sind – oft dicke, behäbige, langweilige, skurrile, weltfremde Leute.“

Im sozialen Kosmos gelten Zuschreibungen

Um es klar zu sagen: Es geht hier gar nicht darum, ob die so negativ markierten Leute in Wirklichkeit auch so sind. Vielmehr geht es darum, wie sie wirken. Hier aber liegt die grundlegende Dimension: Im sozialen Kosmos gelten nicht Realitäten, sondern Zuschreibungen (Images). Und Zuschreibungen werden zu einem enormen Anteil aufgrund von Wahrnehmungen vollzogen. Je ungünstiger die Wahrnehmung, desto geringer die Chance auf freiwillige positive Resonanz. So einfach ist das, und trotzdem so bedeutsam.

Wer gegen dieses „soziale Gesetz“ mit der innerhalb der Kirche so populären Rhetorik des „Authentischen“ (postmateriell) oder des „Prinzipiellen“ (konservativ) angeht, handelt grob fahrlässig – so als würde man beim Hostienbacken die Vorschriften des Lebensmittelrechts oder beim Kirchenbau die Gesetze der Statik missachten. Die Studie U27 macht in aller schmerzhaften Klarheit deutlich, dass wir als Kirche, und das heißt eben: allem voraus in unseren Professionellen, nicht als spannend erlebt werden, nicht als förderlich, nicht als effektiv, nicht als kreativ. Genau dies aber ist die Währung, mit der in der Postmoderne Aufmerksamkeit bezahlt wird.

Niemand lehne sich jetzt zurück und schiebe alles auf die Jugendverbände. Nehmen wir als Beispiel die Frauenarbeit der Kirche. Da liest man am 22. Februar 2009 in der Osnabrücker Kirchenzeitung einen Bericht über die Farb- und Stilberaterin *Christiane Schwarzwald*. Diese wird mit den Worten zitiert: Katholische Frauen „haben oft Probleme mit körpernahen Materialien, es soll lieber etwas weiter geschnitten sein.“ Das Dekolleté sei eine „typisch katholische Problemzone: bloß nicht zu viel zeigen“. Schwarzwald zupft an den Pullovern der Frauen herum, die sich auf einen kirchlichen Beruf vorbereiten, bringt sie sozusagen in Form und merkt sofort: „Da ändert sich gleich die ganze Haltung.“

In der Tat: Wer mal auf die Kleidungsstile der kirchlich Professionellen achtet, und diese mit der Berufskleidung anderer Leute oder mit den Kleidungsstilen flanierender Frauen und Männer in den Fußgängerzonen vergleicht, dem stellt sich manches Rätsel: Warum so viele übergewichtige Personen in den kirchlichen Berufen? Warum eine derart dominante Farbpalette aus dunklem bis beigem Pastell? Warum so wenig öffentliche Extroversion? Warum so wenig Form, so wenig Körper, so wenig spielende Erotik – und damit offenbar so wenig Freude an und so wenig Respekt vor sich selbst? Der Spötter *Wiglaf Droste* hat einmal geschrieben: „Die demonstrative Reizlosigkeit des Christen ist eine besonders ehrgeizige Form der Eitelkeit.“ Hat er Recht?

Wiederum ein Beispiel, diesmal aus dem Bereich der Wohnungseinrichtungen: In einem Bistum traf ich alle Vertreter und Vertreterinnen aus der Berufsgruppe der PastoralreferentInnen. Diese waren gebeten worden, ihr Wohn- und ihr Arbeitszimmer zu fotografieren und das Bild mitzubringen. Das Ergebnis dieser kleinen Ausstellung war für alle Beteiligten frapierend. Denn obwohl jeder und jede sich als Individualist beschrieb, waren die Muster der Einrichtungsstile einander wirklich zum Verwechseln ähnlich.

Milieutheoretisch ließ sich das Muster unschwer als klassisch „postmateriell“ identifizieren: viel rankendes Grün, viel Holz, viel gelaugtes Parkett, viel grobes Textil, viele Bücher, viele Zettel, viele Sammelkästen, viel ausgestelltethnologisches Material. Umgekehrt: Kaum Glas, kaum Stahl, kaum Leere, kaum High-Tech, kaum Plastik, kaum ausgestelltes urbanes oder mediales Material. Insgesamt eine typische Ästhetik des Organischen, des Haptischen, des programmatisch Nicht-Technischen, des „Echten“, wie es in diesem Milieu dann so gerne heißt.

Postmaterielle und Konservative dominant

Von diesem Beispiel ausgehend stellt sich die Frage präziser: Gibt es typische Milieukulturen in kirchlichen Berufen? Dass wir in den Kontexten der Gemeindepastoral lebensweltlich deutlich verengt sind, war eine der ganz unbequemen und darum heiß umkämpften Ergebnisse der ersten Sinus-Kirchen-

studie aus dem Jahr 2006. Gemäß dieser Analyse dominieren in den Gemeinden die Kulturmuster der „Bürgerlichen Mitte“ und der „Traditionsverwurzelten“. Beide sind ausgeprägt beharrend, wehren Komplexität ab und suchen – verschieden im Stil, aber vereint in der Intention – in der Gemeinde die gesellige, im besten Sinne des Wortes harmlose Gemeinschaft „anständiger“ Leute. Abgelehnt wird Extroversion: sei es als politische, als intellektuelle oder als mystische Lesart des Christseins.

Dies ist sicher mindestens quantitativ die bedeutendste „Nehmerkultur“ der deutschen Pastoral. Wie sieht es bei den Gubern aus, den Funktionären, den kirchlichen Berufen in der Pastoral? Auch hier lassen sich nur zwei Muster ausmachen. Meiner Wahrnehmung nach dominieren in den diplomierten Berufen der Laien deutlich die „Postmateriellen“: sei es als Pastoralreferentin, als Erwachsenenbildner, als Referentin (etwa bei kirchlichen Hilfswerken) oder als Journalist beziehungsweise allgemein in der kirchlichen Publizistik.

Hier ist man auf das Politische und das Spirituelle des Christseins bedacht, auf seine Internationalität, seine diakonische und intellektuelle Redlichkeit und auf seine Anschlussfähigkeit an einen Kulturbetrieb „von unten“. Hier findet sich auch das in den Kirchenberufen am höchsten qualifizierte Personal, typischerweise immer auf der Suche nach neuen Fortbildungen, weiterreichenden Kompetenzen und herausfordernden Begegnungsorten.

Dieser kirchlichen Funktionselite steht eine zweite Gruppe gegenüber, die sich aus einem deutlich konservativen Kulturmuster speist und einen starken Anteil der kirchlichen Amtsträger stellt: Bischöfe, Dechanten, Pfarrer, aber auch Seelsorgeamtsleiter oder Regenten. Konservativ ist man hier nicht zuerst in dem Sinn einer Totalabwehr des Neuen, sondern in dem Bemühen, das Bewährte als Impulsgeber für die Entscheidungen von heute nicht zu übersehen.

Steckbriefartig ist dieses Muster durch folgende Akzente gekennzeichnet: ein hohes Maß von Respekt gegenüber Autoritäten und Titeln; ein deutlich sakramental geprägtes Kirchenverständnis; eine unprätentiöse Freude an Liturgie und „heiliger Handlung“; ein Denken in deutlichen, zuweilen programmatisch prinzipiellen Polaritäten; eine insgesamt stark auf Sicherheitswerte formatierte Denk- und Lebenshaltung; eine Skepsis gegenüber allem Massenhaften, Populären bei gleichzeitiger Wertschätzung des Einfachen, Treuen, Folkloristischen; eine markante Wertschätzung alles klassisch Hochkulturellen.

Wenn die Befunde so stimmen, und wir haben tatsächlich eine bürgerlich-traditionelle Rezeptions- und eine postmateriell-konservative Impulskultur in der katholischen Kirche, dann muss man, auf die Berufe bezogen, weiterfragen: Kommen die Leute etwa in die erwähnten Berufe, weil sie genau dort diese Musterverfestigung zu finden hoffen, die ihnen das Klischee des Berufes verheißt? Konkreter: Wird der Beruf des Pastoral-

referenten zur Nische derer, die für ihren gelebten Postmaterialismus gerne Geld verdienen möchten? Und: Wird der Beruf des Priesters zur Nische derer, die mit dem Pluralismus der modernen Gesellschaft überfordert sind und daher die Fluchtborg einer Kirche als Stabilitätsgaranten für Werte und Rituale ebenso brauchen wie kreieren?

Man ist mangels genauer Zahlen auf Vermutungen angewiesen, aber es gibt Hinweise in beide Richtungen. So trifft man typischerweise gerade bei den in besonderem Maße vom Muster des Postmaterialismus geprägten PastoralreferentInnen eine bestimmte Form der Arbeitskultur, die ich gerne als „Befindlichkeitsorientierung“ bezeichnen und kritisieren möchte. Damit ist gemeint, dass man das eigene Engagement bezüglich anstehender pastoraler Herausforderungen gerne davon abhängig macht, ob es zum eigenen Identitätsentwurf passt.

Typische Redewendungen heißen dann: „Ach nee, das ist jetzt aber nicht meins“; oder: „Ja, das mache ich, das finde ich hochspannend“; oder: „Ich spür’ das nicht, mich dem auszusetzen.“ In solchen Wendungen

schwingt die für Postmaterielle durchaus bedrängende Sorge mit, man könne durch Handeln seine Authentizität gefährden. Man trachtet in dieser Lebenswelt programmatisch danach, „bei sich“ zu bleiben und „sich nicht zu verbiegen“. Ermutigt wird man hierzu übrigens durch den Mainstream der deutschen Pastoraltheologie, die sich auch sehr deutlich dem Ideal des „Echten“ und „Intentionalen“ verschrieben hat.

Ausgeblendet bleibt dabei, dass man ja schließlich in erster Linie Geld dafür bekommt, pastorale Probleme zu lösen, und nicht, sich wohlfühlen. Auch ein Feuerwehrmann steht ja nicht vor einem brennenden Haus und verweigert das Löschen mit den Worten: „Ach nee, das brennt ja jetzt nicht so spannend ...“

Der Befund bei den Priestern: Bei einem Fortbildungszyklus eines großen Bistums wurden neulich über 600 Priester in fast zwanzig Kursen unter anderem danach befragt, wie sie die umliegende Gesellschaft sehen und welchen Trend sie wie bewerten. Ich war mit der Auswertung betraut und zählte ein für mich bedrückendes Ergebnis: Selbst bei großzügigster Interpretation waren von 1287 Statements nur 251 als positiv zu bewerten! Über 80 Prozent aller Wahrnehmungen waren von zum Teil deutlicher Sorge, Irritation und Verunsicherung geprägt.

Es wird sozusagen nur bei jedem fünften Blick nach außen so etwas wie Freude, Aufbruch, Spannung eingespielt. Vor allem der moderne Pluralismus wird abgelehnt. Die Wahlförmigkeit des Religiösen, die inzwischen nach Wahrnehmung der Priester auch in den so genannten „Kernbereich“ der Gemeinden eingezogen ist, überfordert. Mitunter bricht sich sogar deutliches Ressentiment gegenüber dem modernen Individualismus, ja gegen Freiheit generell die Bahn. Man diagnostiziert allenthalben Konsumdenken, Oberflächlichkeit und Bindungsschwäche, und sieht sich gerne selber als den, der im reißenden Fluss wankend weiter steht und aushält.

Es geht um den Dialog mit neuen Typen und Talenten

Wie gefährlich so eine Verfestigung ist, wird sofort klar: Die Funktionselite der Priester speist in ihre Organisation permanent Alarmsignale ein, so dass die Organisation selber bald zu dem Schluss kommt, um sie herum regiere der Verfall. Also inszeniert sie sich selbst im Gegenüber zum Verfall, ja: im Gegenüber zur Gesellschaft, pocht auf ihren Bestand, ihre Würde, ihre Wahrheit – und zieht genau die Leute in ihre Positionen, die genau dieses Muster für ihre Selbstinterpretation benötigen. Die Falle schnappt zu.

Alles nur Vermutungen. Aber man wird angesichts solcher Überlegungen vorsichtiger, von einer Berufungskrise im geistlichen Amt und von Nachwuchskrisen in kirchlichen Berufen zu sprechen und dies spirituell so zu meinen, als gäbe es keine Gläubigen mehr, die die Kirche beruflich-biografisch unterstützen wollten.

Steil und im Bild gesagt: Vielleicht laufen „draußen“ potenzielle Priester herum, die aber weder in ihrer Ausbildung noch später im Amt des Mittags auf Braten mit Sauce stehen! Das Experiment steht einfach noch aus, welche Leute ihre Lebens-, Arbeits- und Glaubenskraft – ihre lebensweltlichen Charismen also – gerne in den Dienst des Nazareners stellen möch-

ten, wenn die kirchlich Verantwortlichen mehr abgreifen würden, was diese anderen Milieuvertreter und -vertreterinnen so alles können.

Die überaus pragmatische Output-Orientierung der „Etablierten“ etwa wird in kirchlichen Berufen faktisch kaum akquiriert; ebenso wenig die Kreativität der „Experimentellen“, die enorme Schnelligkeit der „Modernen Performer“, die Freiheitsliebe der „Hedonisten“ oder der Teamgeist der „Konsum-Materiellen“.

Berufungspastoral muss heute mehr sein als die Einladung zum Mitmachen. Es geht generell und umfassend darum, sich neu aufzustellen. Es geht um den Dialog mit neuen Typen und Talenten. Es geht um die Antizipation möglicher Benefits für Leute, die man erst noch finden will. Es geht um das Aufspreizen von verengten Berufsprofilen. Es geht um Flexibilität in Ausbildungswegen. Es geht um aktive Talent-suche, um das intelligente und frühzeitige Binden der je in ihrem Charisma möglichst besten Leute eines Jahrgangs. Es geht um die Selbstveränderung auf die hin, die Kirche neu biografisch interpretieren wollen und werden. Es geht um ein Professionsmanagement, das diesen Namen verdient. – Denn: Es geht um Sophie. *Matthias Sellmann*